

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 197. Bromberg, den 29. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Rottenmanner hatte für das Geld, das er als Abfertigung erhalten hatte, für den Hannes eine feste Winterjoppe, warme Wadenstutzen, dann ein paar „Genagelte" im Rucksack, als er den Heimweg antrat.

Er stieg, innerlich beunruhigt, zu seinem Dörfchen auf. Heute war Sonnabend, da war Versammlung beim Wastl. Da würde man endlich hören, was los war. Auch die Neuigkeit, daß das Geld immer schlechter werde, trieb ihn zu seinen Kameraden. Die mußten das hören und gleich ihre Einkäufe für die nächste Zeit erledigen. Wer weiß, wann man wieder zu richtigem Gelde kam! Er holte den Postseppl ein und stieg mit dem Alten langsam auf. Den Postsack hatte er ihm genommen, und nun erzählte der Seppl von dem, was sich in der Abwesenheit des Toni im Bergdorf zugetragen hatte. Wer gefallen war, wer geheiratet hatte, wer Kinder b kommen hatte — und daß der Herr Pfarrer jetzt schon stark über die Achtzig sei. Und daß in den Bergen bereits kein Schlachtvieh mehr aufzutreiben sei, daß die kämpfenden Armeen alles gefressen hätten. Und daß die Frauen und die Kinder in Graz und Wien hungerten. Sie hätten nichts, kein Schmalz, kein Mehl, keine Milch, kein Ei. Und daß des Bürgermeisters Ältester ein grober Klotz sei, der den alten Vater prügele, wenn der kein Geld gäbe.

„Jo, jo", sagte der Alte, „was die Burschen sein, die was ang'wachsen san in dera Zeit, was ös draußen wards — dös san gar grobe Klacheln. Kan' Reschpekt net — in die Kirchen gehn tun s' net. Alleweil im Wirtshaus. Man kunnt sie rein fürchten! Kan' Reschpekt — kan Reschpekt!"

Der Postseppl schüttelte den greisen Kopf.

„I wer a net lang mehr die Post aufitragen", meinte er, „die Füß san scho schlecht, i kann net mehr guat steigen, und da drin, in der Brust, pumpert's immer stärker. Dös Herz will net mehr, glaub' i."

Es dunkelte, als der Rottenmanner in Blicknähe seiner Hütte kam. Siehe da: ein gelbes Lichtlein kam von dort, aus dem Fenster der Hütte, in die Dämmerung gestoßen. Ein blauer, dünner, kerzengerader Rauch flatterte aus dem Schornstein in den Abend.

Dem Toni wurde warm ums Herz. Er schüttelte dem Postseppl die Hand und wandte sich hastig der Hütte zu.

Dort, das wußte er, saß einer und wartete auf ihn. Wie wohl dies tat! — Jemand, der auf ihn, den Toni, wartete...

*

Es war schon spät für die Versammlung, als der Toni in die Hütte trat. Er sah hinüber zum Wirtshaus. Dort war die Stube hell erleuchtet. Aber er war müde und hatte Hunger, wollte ein wenig ausruhen, bevor er ging. Der Hannes saß mit dem Mariele an der steinernen Herdkante. Er lächelte dem Vater entgegen und sagte:

„Mir ham' g'wart't, die Milchsuppen is fertig, und an Laib Brot hab' i vom Hirschgruber Wastl kriegt. Jetzt kannst essen, Vatter."

Wirklich, der Bub hatte eine durchaus genießbare Suppe gekocht — oder — vielleicht hatte das Mariele geholfen? Das Mädel verneinte heftig.

„Naa! Er hat mi gar net zugelassen. Ganz allan hat er sein' Vattern die erste Suppen kochen wollen. A bissel dick is sie wohl word'n vom Stehen!" sagte das Mariele.

Der Hannes schöpfte dem Vater einen großen Teller voll aus dem Kessel, schnitt ein Stück Brot, so groß wie der Handteller eines ausgewachsenen Holzknechtes, und beide Kinder sahen zu, wie der Hausvater mit bestem Appetit und anerkennend nickend sein Abendbrot verzehrte. Dann erst, als der Toni fertig war, setzten sich die beiden zu ihrem Teil. Wolf hatte den Herrn stürmisch begrüßt und saß nun wieder in seiner Ecke, die Vorgänge in der Küche aufmerksam beobachtend.

Als der Rottenmanner fertig war, stand er auf. „I muß no a wengerl hinüber, zur Versammlung", sagte. „Du brauchst net auf mi zu warten, Hannes. Es könnt' länger dauern. Der Wolf bleibt da; das Mariele kann glei mitkommen. Gut hast die Suppen g'macht, Bub. — Kannst derweil den Rucksack auspacken. Is was drin für dich... Die Sachen für die Kuchel stellst in die Speiskammer, damit der Hund net dazukommt!"

Das war eine unnötige Herabsetzung Wolfs, der niemals etwas nahm, was ihm nicht ausdrücklich geboten wurde.

Der Rottenmanner langte nach der alten Stallaterne, steckte ein Lichtlein hinein und begab sich auf den Weg, gefolgt vom Mariele. Das nahm mit den Worten vom Hannes Abschied: „Morgen fruh komm i wieder, a bissel Ordnung machen."

Das Lichtlein schwankte hangauf, hangab dem Wirtshaus zu. Hannes sah von der Hüttentür dem schwankenden Lichtlein nach.

„Gottlob, daß der Vatter daheim is!" sagte er aus vollem Herzen.

Er löschte das Herdfeuer und die Lampe. Über die Bodenleiter kroch er in das duftende Gebirgsheu. Er lag noch eine Zeitlang wach, überdachte den heutigen Tag und schlief endlich zufrieden, ja glücklich ein.

*

Der Rottenmanner näherte sich der Wirtshaustür. Er hörte eine laute, scharfe Stimme mit erhobenem Klange Worte sprechen. Die zwei Hausfenster der großen Stube waren offen. Dicker Pfeifenqualm kroch aus diesen Lücken in die Nachtluft hinaus. Der Rottenmanner sah, daß die Stube voll von Männern war, jungen und alten. Die Jungen an einer Seite, die Alten gegen den Ofen zu. Den Redner, der seine Worte in den Raum schleuderte, sah der Rottenmanner nicht. Auch die sechs nicht. Die mußten neben dem Eingang sitzen, den er nicht überblicken konnte. Er stieß die Tür auf und trat ein. Die Luft war trübe und voll Rauch, das grelle Lampenlicht blendete. Als er die Tür schloß, zog ihn jemand an der Joppe. Der Rothschädel.

Richtig saßen die sechs am runden Tisch neben der Eingangstür.

„Setz di!" sagte der Florl leise.

Der Redner war ein stämmiger, gutgekleideter Mann mit dunklen Haaren und aufgeregten Augen. Ein Arbeiter augenscheinlich. Er rief Worte in die Stube, bemühte sich, im Dialekt zu sprechen, was ihm zeitweise nicht gelang. Der Wastl lehnte mit besorgtem Gesicht an der Anrichte.

Drüben hatten die Jungen — alles Holzknechte — die ganze Wand inne. Es waren ihrer etwa zwanzig, alle jung, stramm und sonngebräunt. Jeder ein Maß Bier vor sich und die Pfeife im Munde. Sie hörten zu. Manchmal machte einer eine flüsternde Bemerkung, die unterdrücktes Gelächter bei den Jungen und drohende Abweisung beim Redner auslöste.

Nochmals sagte der Florl dringend: „Setz di, Toni!"

Der nickte den sechsen zu. Da waren sie alle, die Freunde, alle auf einem Haufen.

Der Kralizek hatte roten Ohren, glänzende Augen und erregte Hände. Er horchte angestrengt auf den Redner, angestrengt und erwartungsvoll. Es schien, als ob er nicht ganz befriedigt wäre. Zeitweilig runzelte er die Brauen und schüttelte den Kopf.

Der Rothschädel flüsterte dem Toni zu, daß es vor einer halben Stunde angefangen hätte und daß der Redner über den Zusammenbruch der Front und die Pflicht des Volkes gesprochen habe, jetzt, in diesen schweren Tagen, das Schicksal des Vaterlandes in die Hand zu nehmen.

Der Ladenhaufen war schläfrig und nickte hinter dem Seidel Bier, das vor ihm stand.

Der Gairinger machte ein mürrisches Gesicht. Wahrscheinlich war die Bedienung nicht jung und hübsch genug.

Blieben noch der Fiederer und der Zinner. Beide glotzten uninteressiert in die Menge und waren sichtlich erfreut, daß der Rottenmanner da war.

„... Jetzt is es aus mit der Macht vom Großkapital... mit der Macht der Herren... Jetzt sein mir am Ruder... und lassen uns nie mehr ausnützen... Acht Stunden im Tag... keine Minute länger... und zum Mittag a richtige Mittagspausen... Und fürs Frühstück a halbe Stund'... An Akkord gibt's net mehr. Das is Verrat an die Arbeiter... Stundenlohn!... Jeder hat das Recht zum Leben... Und an Mindestlohn fordern mir... Der Arbeiter soll sei Fleisch im Topf finden, wenn er von der Arbeit heimkommt... Jeder kriegt jetzt Arbeit...!

Na — siagst es?" nickte der Kralizek.

„... jetzt Arbeit ... Natürlich ... wenn er bei der Partei is ... Aner, der was net bei der Partei is, das is a Reaktionör! Der is a Verräter an der Arbeiterklasse! Klassenbewußte Genossen müßts alle werden, und a Ortsgruppen müßts aufstellen mit an Obmann und an Kassier! Und für die Arbeit im Wald Vertrauensleut, die was verantwortlich sein dafür, daß kane Reaktionöre Arbeit kriegen! Und, verehrte Genossen und Bauren, jetzt wer ma die Löhn aufischrauben! Die Herren werden zahlen, was s' uns seit jeher schuldi blieben sein! Und jetzt kommts her und schreibts euch ein in die Partei! Und den Mitgliedsbeitrag, den könnts auch zahlen. Und was die Krankenkassa is und die Freidenker, da kommt a anderer, der was davon zu euch sprechen wird."

Der Redner hustete, der Rauch biß in die durch das viele Sprechen stark beanspruchte Kehle. Er tat einen Schluck aus seinem Glase, wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und sah erwartungsvoll auf die Zuhörer.

Als erster aufstehen, einen Bleistift nehmen, den Namen in ein Papier schreiben, dessen Bestimmung man nicht kannte?

Nein — der Mann hatte von der Psyche der Gebirgsbauern keine Ahnung. Die Holzknechte stießen sich mit dem Ellbogen, lachten und machten schlechte Witze. Die Hofbauern rührten sich nicht, und die Sieben an der Tür schon gar nicht. Eine Stille entstand, alles wartete auf den ersten, der sich in die neue Partei einschrieb ...

Der Kralizek stand auf.

„I bitt ums Wort!" sagte er stotternd und aufgeregt.

Die Bauern wandten die Köpfe. Die Jungen grinsten. Jetzt kam „a Hetz"! Sie erinnerten sich gut, daß der kleine Schneider vor dem Kriege zeitweise gepredigt hatte.

„Halt die Goschen, Wenzel!" brummte der Fiederer leise.

Der Redner aus dem Tale streckte die Hand aus und rief: „Nur heran, Genosse, mir haben in der neuchen Republik Redefreiheit. Jeder kann seine Meinung sagen!"

Der Wenzel Kralizek trat gegen den Tisch, an dem der Einberufer stand. Der machte ein erfreutes Gesicht. Das war augenscheinlich ein Gesinnungsgenosse; den mußte man festlegen. Mit wichtiger Miene nahm er den Bleistift, leckte daran und schickte sich an, den Namen in seine Liste einzutragen.

„Wie ist der Name, Genosse?" fragte er.

„I heiß Wenzel Kralizek und bin a Schneider", sagte der Wenzel leise. Beinahe hätte er noch hinzugesetzt, daß er Mitglied der Zweiten MG — Drittes steirisches Schützenregiment — sei. Aber das schluckte er glücklicherweise noch hinunter.

Der Redner meinte: „Ein Schneider — ein Arbeiter. Das is recht, Genosse, daß du für die Sach' sprichst!"

Er richtete sich auf und rief in die Stube: „Der Genosse Wenzel Kralizek hat das Wort!"

Der kleine Wenzel machte keine gute Figur. Sein Gesicht zeigte eher Angst als Tapferkeit; aber er war sichtlich bemüht, mutig zu scheinen.

„Alleweil vorwärts, Wenzel!" schrie des Bürgermeisters Ältester vom Jungentisch. Lautes, wieherndes Gelächter erscholl. Der Fiederer warf dem Zinner einen Blick zu. Der schmunzelte und fühlte unauffällig nach seinem Stuhlbein. Das wackelte ein wenig, und der Zinner nickte befriedigt.

Der Redner klopfte mit einem Löffel heftig gegen das Bierglas, das vor ihm stand. Nochmals rief er: „Der Genosse Kralizek hat das Wort!"

Allmählich legte sich der Lärm, und der Wenzel, der recht hilflos dastand, sagte:

„Leut, das, was der Herr von drunten g'sagt hat, das tät ma schon ganz guat einleuchten... aber — alleweil is do immer a klan's „Aber" dabei — i denk' ma die Sach' so:

Mir san hamkommen, gottlob! Und viele san net mehr hamkommen. Mir ham' den Krieg verlur'n, und mir wer'n den Krieg a zahlen müaßen. Immer muaß der zahlen, der was verliert. Und i hab' ma's so denkt: In dera schweren Zeit, die was kommen tat, da müaß ma alle z'sammenhalten — die Herren und die Bauren und die Arbeiter und die von der Stadt a!"

„Oho!" brüllte der Bürgermeisterische dazwischen. „Dö G'scherten? Dö soll der Teifel hol'n! Hiatz san mir an der Tour."

„Ruhe!" schrie der erste Redner. „Ich ersuche, den Redner nicht zu unterbrechen!"

Es war ihm gar nicht recht, was der Wenzel da sagte, aber die „Redefreiheit" mußte doch bis zu einem gewissen Punkte gewahrt werden. Der Kralizek sah hilfesuchend gegen den Tisch, wo der Rottenmanner mit den Freunden saß. Der Toni machte ein ernstes Gesicht. Der Gairinger rauchte heftig und kratzte sich den Schädel. Der Ladenhaufen schlief. Der Rothschädel nieste in sein rotes (jetzt reines) Taschentuch. Der Fiederer und der Zinner lachten unverschämt und rieben sich fröhlich die Hände. Der Wenzel gab sich wieder einen Stoß.

„Alsdann", sagte er — seine Stimme war infolge der Aufregung hoch und singend —, „alsdann, was i nur g'schwind sagen wollt' — hiatz in dera Zeit, wo unser Herrgott sei Hand auf unser Heimatlandl g'legt hat... Und — nach meiner Meinung — hiatzt müaß ma alle z'sammhalten — is es a Bauer oder a Arwata oder aner von die Stadtfrack oder von die Herren — und jeder muaß dem andern helfen!"

Die Jungen lachten. Der Lärm des tosenden Gelächters rollte auf und nieder. Der Vorredner machte mit den Händen verzweifelte Bewegungen. Da hatte er sich etwas Schönes eingebrockt!

Der Wenzel fuhr fort:

„Und jetzt frag i enk — für was brauch'n ma a extra Partei, wann alle Menschen z'sammenhalten und hilfreich sein tun?"

Lärm hob sich wieder, der Talredner klingelte heftig an seinem Glase, indeß vom Tisch der Jungen einer schrie: „Halleluja! Der Wenzel is unter dö Prediger gangen! Fahr ab, du Trottel! Hiatzt san mir dran, hab' ma da scho g'sagt!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Krüger-National-Park.

Löwen vor dem Kühler . . .

Von Charlotte Schomburgk.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten der Welt ist der Krüger-National-Park, das Tierparadies an der Ostgrenze Transvaals. Seine Ausmaße sind selbst für afrikanische Begriffe gewaltig: 320 Kilometer von Nord nach Süd und 60—70 Kilometer durchschnittliche Breite. Größer als Württemberg ist dieser phantastische Naturschutzpark, in dem die Tierwelt Afrikas unter ihren natürlichen Lebensbedingungen ein ungestörtes Dasein führt. Giraffen, Flußpferde, Zebras, Affen, unzählige Antilopen, Gnus, Kudus, Impalas, Oryxe, um nur einige zu nennen, in den abgelegenen Teilen Elefanten und dann — Löwen! Wie sehr man bei den Streifzügen mit Löwen rechnet, zeigt der folgende nette Abschnitt aus einer amtlichen Bekanntmachung: „Nützliche Winke: Werden Sie nicht nervös, wenn plötzlich Löwen vor Ihnen stehen und, anstatt sich davon zu machen, hartnäckig Ihren Wagen anstarren; vielleicht haben sie in ihrem Leben kein Auto gesehen und sind begreiflicherweise starr vor Staunen. Sie führen nichts Böses im Schilde. Sie staunen auch nur den Wagen, nicht etwa Ihre Person an. Stehen Sie unmittelbar auf der Straße, so verlangsamen Sie das Tempo und hupen Sie kräftig! Lassen Sie ihnen Zeit, das Feld zu räumen. Wollen sie durchaus nicht Platz machen, so schwenken Sie den Hut und schreien energisch. Die menschliche Stimme verfehlt nie ihre Wirkung . . ."

Schon vor drei Jahrzehnten war das Wild in der Transvaal-Republik und im Oranje-Freistaat fast gänzlich ausgerottet. Die wenigen überlebenden Tiere hatten sich in das sogenannte Buschvelt an der Ostgrenze zurückgezogen. Da war es ein Bur, der sich mit aller Kraft dafür einsetzte, das wieder gutzumachen, was von seinen Vorfahren gesündigt war: Präsident Paul Krüger, der gegen alle Widersprüche seiner Landsleute durchsetzte, daß jenes Gebiet an der portugiesischen Grenze unter dem Namen Sabi-Reservat zum Wildschutzgebiet erklärt wurde.

Bald darauf brach der Burenkrieg aus, und das großzügig von Paul Krüger begonnene Werk mußte aufgegeben werden. Während dieses Krieges, dessen tragisches Ende sich gerade im Buschfeld abspielte, war an Wildschutz nicht zu denken. Nicht nur die kämpfenden Truppen mußten sich von der Jagdbeute ernähren, auch die Wilddiebe aus dem Nachbargebiet sahen jetzt ihre Stunde gekommen. Im Jahre 1902 wurde Frieden geschlossen, und jetzt machte sich Colonel Stevenson Hamilton mit Fleiß dahinter, die alten Pläne zu verwirklichen. Nur Reste der großen Wildherden waren noch vorhanden. Es schien beinahe aussichtslos, das wieder herzustellen, was der Krieg vernichtet hatte.

Als im Jahre 1906 die Transvaal-Kolonie ein selbständiger Staat wurde, fand Hamilton Freunde in der Regierung, die seine Ideen unterstützten. Die Pläne nahm auch die 1910 gegründete Union von Südafrika auf, und trotz aller Widerstände gelang es, ein Gesetz durchzubringen, daß die Schaffung eines Wildreservats ermöglichte. So kann man das Jahr dieses Gesetzes als das Geburtsjahr des letzten Paradieses ansprechen — 1926. Es war fürwahr eine Tat der Unionregierung, ein Gesetz durchzubringen, das 8652 englische Quadratmeilen wertvollen Farmlandes dem Wilde vorbehielt.

Jahrelang wurde das riesige Gebiet für den Verkehr völlig gesperrt. Colonel Hamilton und seine Mitarbeiter widmeten ihre ganze Kraft der einen Aufgabe, dieses Gebiet zu dem zu machen, was es heute ist. Zum letzten Paradies! Jahrelang lebten die Leute ihrer Idee, abgeschlossen von der Welt, in einer Wildnis, wo sie täglich Gefahren ausgesetzt waren, nur mit bescheidenen Mitteln von der Regierung unterstützt, zwischen dem Wilde, das allmählich anfing, sich zu vermehren. Zuerst waren es die Löwen, die in einem solchen Maße zunahmen, daß sie bald den übrigen Wildbestand gefährdeten. Man mußte eine Anzahl abschießen. Und kaum einer der Hüter des letzten Paradieses lebt, der nicht die Narben von Kämpfen mit Löwen am Körper trägt . . .

Der weitere Plan ging nun dahin, das Wildreservat auch dem Publikum zugänglich zu machen, denn nur auf diese Weise konnte man hoffen, bei der Bevölkerung der Union das notwendige Verständnis zu wecken. Es gründete sich die Gesellschaft zum Schutz des Krüger-Parkes, und ihr übertrug die Regierung alle Rechte. — Nachdem Hamilton den Wildbestand durch weidgerechte Pflege auf eine ungeahnte Höhe gebracht hatte, begann man mit dem Bau einiger Automobilstraßen, die — nach Möglichkeit den verschiedenen Wasserscheiden folgend — heute in einer Länge von ungefähr 480 Kilometern das Gebiet durchziehen.

An acht verschiedenen Plätzen wurden Rastlager errichtet, die, anfangs nur klein und primitiv, im Laufe der Jahre ausgebaut wurden. Sie bestehen aus runden löwensicheren Hütten, die an die Besucher vermietet werden. Nur wo die — allerdings sehr primitiven — Automobilstraßen in das Gebiet führen, ist es gestattet, das Reservat zu betreten. Jeder Besucher hat sich durch eigenhändige Unterschrift den Gesetzen zu unterwerfen. Es ist gestattet, ein Gewehr mitzunehmen, aber nur im Falle der Notwehr darf es gebraucht werden . . .

Wir hatten kein Gewehr dabei, als wir das Löwenabenteuer erlebten, das ich nach den Tagebuchaufzeichnungen meines Mannes zum Abschluß erzählen will: Wir wußten, daß wir durch ein Löwengebiet fuhren . . . Plötzlich trat ruhig und majestätisch aus dem Busch in den Kegel des Scheinwerfers, der die Straße beleuchtete, ein riesiger Löwe und wandte sich langsam dem nahenden Geräusch des Motors zu. Ein herrliches Bild . . . Dann kam ein zweiter Löwe und gesellte sich zu seinem Kameraden, der nun auf dem Weg lag, den mächtigen, mähnengeschmückten Schädel auf die Tatzen gesenkt. Wir hielten — begeisternd schön dieser Anblick . . . Aber zwei Löwen und wir unbewaffnet! Nur der Fahrer hatte einen kleinen Revolver, nutzlos, eher gefährlich in diesem Fall. Dann kam ein dritter Löwe und ein vierter. Unverwandt schauten sie uns an. Jetzt erhob sich der erste, und kam bedächtig auf uns zugeschritten, mitten hinein in das Licht des Scheinwerfers, das ihn doch blenden mußte. Aber unbeirrt schob er sich weiter, seine Kameraden hinter ihm her, langsam Schritt für Schritt. Ein herrlicher Anblick, aber furchterregend. Ich merkte, wie der Fahrer unsicher wurde. Ich fühlte, auch meine Nerven drohten mich im Stich zu lassen. Keiner wagte zu sprechen, keiner wollte den anderen verraten, wie es um ihn stand. Da raunte mir der Fahrer mit zitternder Stimme zu: „Was soll ich machen? Soll ich rückwärts setzen?"

Ich merkte, wie es um den Mann bestellt war, versuchte ihn durch ein Scherzwort zu beruhigen und antwortete mit einem mühsamen Lächeln: „Mach, was du willst! Schließlich bist du hier zu Hause, nicht wir. Es sind deine Löwen, du mußt wissen, was du zu tun hast!" — —

Die Raubtiere waren inzwischen auf zehn Meter herangekommen, wir sahen im hellen Licht ganz deutlich den Ausdruck ihrer Gesichter. Aber nichts Bösartiges lag in diesem Blick, nur Neugierde, unbeschreibliche Neugierde. Der Fahrer setzte den Wagen zurück, der Weg war zu schmal zum Wenden, auf beiden Seiten eingeengt von dichtem Busch, dazu steinig, voller Löcher. Nach wenigen Metern mußten wir halten, es ging nicht weiter. Die Tiere folgten uns hartnäckig und bedächtig. Zehn Schritt, acht Schritt! Näher, immer näher. Ich schaute mich um. Lieberenz hatte das große Objektiv als Waffe ergriffen, der zweite Operateur sein Messer gezogen. Welch lächerliche Waffen gegen vier ausgewachsene Löwen! Fünf Schritte trennten uns noch von den Raubtieren, dann drei. Auf zwei Schritt blieb der Führer der Gruppe stehen, und trotz des Ernstes der Lage war es ein überwältigend komisches Bild, wie das Riesentier versuchte, aus dem Licht des Scheinwerfers zu kommen, wie es seinen Kopf nach allen Seiten drehte, seinen Hals lang machte, um hinter das seltsame Licht zu schauen, das wie ein Vorhang vor seinen Augen lag . . .

Dann starrte der Löwe unverwandt mich an . . . Ich weiß oder hätte wissen sollen, daß er mich nicht sehen konnte, daß er geblendet war. Aber mir schien, als ob er mich sähe und schätzte, ob sich der Sprung um eine kleine Mahlzeit verlohne . . . Ich hatte den linken Arm auf der Seitenwand des Wagens und schob ihn nun vorsichtig zurück, als ob das helfen könnte. Der Fahrer, dem jetzt endgültig die Nerven durchzugehen drohten, zog seinen Spielzeugrevolver: „Soll ich schießen?"

„Um Himmels willen, versuche einen Schreckschuß, nur nicht treffen — —". Jetzt sind die Biester noch ruhig. Aber wehe, wenn einer verwundet wird und die anderen Blut riechen!"

„Schnell", sagte ich, „geh in den kleinen Gang, mach allen Krach, den diese alte Blechdose hergibt. Hupe und fahre geradeswegs auf den Löwen zu. Wir müssen es wagen!"

Der Fahrer nahm allen Mut zusammen, warf die Schaltung in den ersten Gang, gab Vollgas, ließ die Kuppelung einen Augenblick schleifen. Der alte Wagen ratterte tatsächlich wie eine Blechdose, der Fahrer hupte, wir brüllten, und gerade auf den Löwen zu setzte sich der Wagen in Bewegung. Ich erwartete den Zusammenprall, aber in der letzten Minute sprang das Tier zur Seite und stand so dicht neben dem Wagen, daß ich es im Vorbeifahren mit der Hand hätte berühren können. Der zweite sprang zur anderen Seite, hinein in den schützenden Busch, und die beiden letzten machten kurz kehrt und galoppierten vor uns her im Lichte der Scheinwerfer, wie es in Europa die Hasen tun. Es war das lustigste Bild, das ich je gesehen — zwei Riesenlöwen wie ungeschlachte Bernhardinerhunde in toller Angst auf der Straße vor dem Automobil . . .

Thomas Mores letzte Stunden.

Historische Skizze von **S. Droste-Hülshoff.**

Es war Hochsommer, ein Julitag des Jahres 1535. Trotzdem hing über London ein trübseliger grauer Wolkenhimmel, aus dem dann und wann leichte Regenschauer auf die englische Hauptstadt niedersprühten. Die Wellen der Themse wälzten sich schmutziggelb und träg unter den breiten Bogen der uralten, steinernen Londonbrücke hindurch, an Hafenanlagen und an dem mächtigen Häuserblock des Towers vorüber, dessen Türme und Festungswerke an diesem trüben, nebelverhangenen Morgen besonders düster und drohend am Flußufer aufragten.

Hinter den dicken Mauern des Tower vernahm man das gewaltige Wasserrauschen, das Anschlagen der Wogen gegen die Steine des Flußbettes kaum. Es klang hier nur noch wie fernes, gleichmäßiges Brausen, das man mehr erfühlen mußte als hören konnte. Doch Thomas More, der Gefangene im Tower, war schon dankbar für diesen leisen Ton, der ihm eine Ahnung des Draußen schenkte und in die bedrückend lastende Stille seiner engen Zelle einen letzten Klang von ewig bewegtem Leben trug. Einen letzten Klang — —

Ringsum herrschte Totenstille. Nicht einmal die Schritte der Wachen auf dem Gang vor der Gefängnistür ertönten: Die Soldaten waren wohl eingeschlafen. Thomas More stand mitten im fahlen, schrägen Strahl des Frühlichts, das durch das kleine, hochgelegene, rechteckige Fenster in die dämmrige Zelle fiel, und starrte zu dem wolkenverhangenen Stückchen Himmel hinauf, das er von hier aus sehen konnte. Einmal glitten draußen Vögel vorbei. Rasche dunkle Schatten, drei hintereinander, aber zu weit entfernt, als daß sich ihre Art erkennen ließ. Dem schnellen, zügigen Flug nach mochten es Schwalben sein. Der Gefangene lächelte schmerzlich. Diese kleinen Schwalben durften in ungebundener Freiheit über die Stadt, über die grüne Landschaft von Surrey, von Kent, über das Meer fliegen. Auch in einigen Stunden würden sie noch so fliegen, wenn drüben auf dem „Towerhügel der Hochverräter" alles vorüber war und man den leblosen Körper des Großkanzlers von England längst in die kleine, traurige Kirche St. Peter ad Vincula verbracht hatte. More fröstelte. Schauernd empfand er die dumpfe, feuchte Kühle des Kerkers. Eine würgende Beklemmung legte sich plötzlich wie ein Eisenreif um seine Brust. Es war, als ob etwas Unheimliches, Dunkles nahe. — Sehnsüchtig lauschte er auf irgend ein lautes Geräusch von außen, das den Alpdruck, der ihn unaufhaltsam immer fester umklammerte, brechen möge. Doch im ganzen Tower regte und rührte sich nichts. Zu dieser frühen Morgenstunde lag selbst noch drüben im Königsbau des Tower, wo die schöne junge Königsgemahlin wohnte, alles in tiefem Schlaf. Auch sie selbst schlief wohl noch, Anna Boleyn, die Frau, um derentwillen der Großkanzler des Britischen Reiches in wenigen Stunden das Schafott besteigen mußte. Als „Hochverräter", weil er sich den Wünschen König Heinrichts VIII. nicht bedingungslos gebeugt, die Scheidung des Königs von seiner ersten Gattin Katharina von Aragonien als ungesetzmäßig bezeichnet und sich geweigert hatte, den Suprematseid zu leisten. Was kümmerten Recht und Gesetz die reizvolle, leichtherzige Anna Boleyn! Ihr graute auch nicht vor den düsteren Towertürmen und all dem Blut, das hier in den letzten Jahrzehnten geflossen war. Graf Warwick starb auf dem Tower-hill unter dem Beil des Henkers, der Herzog von Clarence, Heinrich VI., John Fisher, der Beichtvater der Königin Katharina, die kleinen Söhne Eduards IV. wurden hier geheimnisvoll ermordet —

Plötzlich mußte Thomas More sich an die feuchte Wand der Zelle lehnen. Wie eine Erscheinung sah er den Towerhill, den freien Richtplatz inmitten der Towergebäude. Sah dort die schöne junge Anna Boleyn dem Block entgegenschreiten, neben dem der Henker wartete. Nach ihr seinen heutigen Gegner Thom Craumer, der jetzt Günstling des Königs und Primas des Reiches war, an der Seite des Feindes den mächtigen Staatssekretär Thomas Cromwell. Immer mehr Gestalten nahten, Männer und schöne Frauen mit unbekannten Zügen und in nie gesehenen Trachten. Alle glitten schattenhaft über den Platz und legten ihre Häupter auf den Richtblock.

Thomas More zitterte am ganzen Leibe. Seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß. Da erklangen draußen vor der Zelle Schritte und Waffengeklirr. Die schauerliche Vision verschwand, der Gefangene richtete sich schweratmend auf. Benommen ging er einige Male langsam in der Zelle hin und her. Gewaltsam riß er sich zusammen, preßte die Hände auf die Brust: Das Schicksal jedes Menschen war vorherbestimmt. Auch das seine. Er hatte seiner tiefen Überzeugung nach richtig gehandelt und mannhaft zu dem gestanden, was er für Recht und Gesetz hielt. Er mußte nun seinen Weg stark und aufrecht zu Ende gehen. Und keine Menschenseele brauchte zu wissen, was er dabei empfand.

Als eine Stunde später ein Barbier die Zelle betrat, um den Gefangenen nach altem Brauch zu fragen, ob er sich nicht das Haar schneiden lassen wollte, war Thomas More längst soweit, daß er spöttisch und kühl erwidern konnte:

„Mein Sohn, bedenke, daß der König und ich wegen meines Kopfes einen Prozeß führen. Daher mag ich bis zum Austrag der Sache seinetwegen keine Unkosten haben — —"





Die Uhr des Arztes Dr. Müller hat versagt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.